

"Little Joe"

Unheimliche Blüten der Mutterliebe

Mit subtilem Horror erzählt Jessica Hausner in ihrem Film "Little Joe" von dem Grauen, Beruf und Kind gleichermaßen zu lieben. Dieses Gefühl kennt sie selbst nur zu gut.

Von **Anke Sterneborg**

9. Januar 2020, 13:16 Uhr / [4 Kommentare](#)



Emily Beecham spielt die Biologin Alice, Kit Connor deren Sohn Joe. Er ist auch Namensgeber für die jüngste Schöpfung seiner Mutter. © X Filme/X Verleih

Regt sich da nicht etwas Unheimliches? In den sterilen Laboren eines britischen Gewächshauses haben zwei junge Wissenschaftler mittels Genmanipulation eine innovative Pflanze erschaffen, die gewärmt, gehegt und angesprochen werden muss wie ein lebendiges Wesen. Als Belohnung verströmt sie einen Duft, der glücklich machen soll. Doch bald schon regt sich ein Verdacht: Könnte es sein, dass ihr Blütenstaub ins menschliche Gehirn eindringt und davon Besitz ergreift, so wie die außerirdischen Körperfresser in dem Horrorfilm von 1956, die Menschen durch emotionslose Doppelgänger ersetzen? Zunächst streckt die Blume der Welt neugierig ihre roten Tentakelblütenblätter entgegen. Sie scheint tatsächlich auf Ansprache zu reagieren und stößt einen feinen Pollennebel aus. Doch ist der wirklich harmlos? Verändert er die Menschen nicht auf gefährliche Weise? Oder sind es einfach nur unterdrückte Wünsche und Ängste der Betrachterin, die da hervorbrechen?

Die österreichische Regisseurin Jessica Hausner ist eine Meisterin darin, ambivalente Signale zu senden. Immer wieder hat sie klassische, meist

männlich besetzte Genres wie Horror und Science-Fiction, aber auch den Kostümfilm aufgegriffen, um sie dann aus ihrer ganz eigenen Perspektive neu umzusetzen: "Vor allem interessiert es mich, gängige Regeln zu brechen, die Sehgewohnheiten herauszufordern", sagt Jessica Hausner beim Gespräch in einem der Büros ihres Verleihs. "Mit dieser vielschichtigen Darstellung der Wirklichkeit will ich den Zuschauer aus seiner gewohnten, passiven Konsumentenhaltung rauslocken. Er soll sich immer fragen: Stimmt das jetzt wirklich, was ich da gerade gehört oder gesehen habe? Was ist richtig, was falsch?"

"Ich habe aus meinen Kurzgeschichten Kurzfilme gemacht"

Geboren wurde Jessica Hausner 1972 als jüngste von drei Schwestern in einen Wiener Künstlerhaushalt. Von ihrem Vater, dem Maler Rudolf Hausner, wurde sie früh dazu angestiftet, genau hinzuschauen und dem ersten Blick nicht zu trauen: "Dass mein Vater mit uns Kindern viel über Bilder gesprochen hat, beeinflusst mich bis heute. Wir waren viel in Museen. Statt ans Meer zu fahren, haben wir Urlaube gemacht, in denen wir jeden Tag in den Prado gegangen sind. Wir haben viel über bildende Kunst gesprochen in der Familie. Unser Vater war jemand, der uns Bilder wie Geschichten nahegebracht hat."

Zunächst wollte Jessica Hausner Schriftstellerin werden, schon als Teenager verfasste sie Kurzgeschichten. Mit 16 Jahren, als es noch keine Handys gab und nicht jeder eine Filmkamera besaß, borgten sie und ein Freund sich die Kamera von dessen Vater aus, der beim österreichischen Fernsehen arbeitete: "Ich habe sozusagen aus meinen Kurzgeschichten Kurzfilme gemacht. Ich erinnere mich noch gut an das rauschhafte Gefühl, das ich hatte, als ich die Kamera aufgestellt und diesen Freund inszeniert habe. Das war ein Allmachtsgefühl: Ich kreierte Wirklichkeit! Es war überhaupt nicht mit dem Schreiben einer Szene zu vergleichen, das mir im Vergleich schal erschien."

Jessica Hausner studierte dann Regie an der Wiener Filmakademie, wo Michael Haneke [<https://www.zeit.de/thema/michael-haneke>] zu ihren Lehrern gehörte, was gelegentlich durchscheint. Auch in ihren Filmen gibt es diese vernachlässigten, verstörten und gefährlichen Kinder und Jugendlichen. Und auch die kühle Sachlichkeit, mit der Hausner ihre Szenerien konstruiert, und das von allen impulsiven Leidenschaften gereinigte Spiel der Darsteller erinnert an das Kino ihres Landsmanns. Anders als bei Haneke gibt es in Hausners Filmen jedoch immer mehrfache Brechungen, ein Gespür für die Absurditäten des Alltags, eine feine Ironie, die immer wieder auch in Komik mündet.

Nach einigen preisgekrönten Kurzfilmen drehte Jessica Hausner 2001 ihr Langfilmdebüt *Lovely Rita*, das seine Premiere gleich in der Nebenreihe *Un Certain Regard* in Cannes feierte, wohin sie seitdem mit drei weiteren Filmen

eingeladen wurde. Schon sehr früh, als die österreichische Filmszene noch sehr lokal orientiert war, wollte Jessica Hausner Filme drehen, die auch international funktionieren. Ihren jüngsten Film *Little Joe* auf Englisch zu drehen war da ein ganz natürlicher Schritt.

Anders als andere international erfolgreiche Regisseure und Regisseurinnen hat Hausner aber niemals von Hollywood geträumt: "Ich liebe die Unabhängigkeit! In einem System wie Hollywood könnte ich meine Filme nicht realisieren. Darum muss ich die größtmögliche Selbstständigkeit bewahren und meine Filme selbst und in Europa produzieren." Weil sie im Österreich der späten Neunzigerjahre keine echten Vorbilder und Anknüpfungspunkte fand, gründete sie zusammen mit drei anderen Filmschulabgängern, mit den Regisseuren Barbara Albert und Antonin Svoboda sowie dem Kameramann Martin Gschlacht eine eigene Produktionsgesellschaft, Coop99.

In gewisser Weise sind alle Filme, die Jessica Hausner in den vergangenen 20 Jahren geschrieben, inszeniert und produziert hat, Versuchsanordnungen. Sie liebt sorgfältig konstruierte Schauplätze, die sie als geschlossenes System maximal kontrollieren kann. In ihrem halblangen Film *Toast* (2006) war es eine Küche, in *Hotel* (2004) ein einsam gelegenes Waldhotel, in *Amour Fou* [<https://www.zeit.de/kultur/film/2015-01/amour-fou-film-kleist-selbstmord>] (2014) waren es die Salons des frühen 19. Jahrhunderts. "Das hat damit zu tun, dass es mir um die Darstellung des Menschen geht", sagt Hausner. "Nicht um das Originelle, Individuelle an jeder Persönlichkeit, sondern im Gegenteil, um die Fremdbestimmtheit, in der dieser Mensch Teil eines größeren Ganzen ist, in dem er seine Rolle spielt. Deshalb wähle ich sehr oft Institutionen als Setting – ein Hotel, eine Schule, ein Labor –, einen Mikrokosmos, in dem ich gesellschaftliche Positionierungen untersuchen kann. Es geht in meinen Filmen immer um ein Gruppenbild, in dem jeder Teilnehmer in seiner Rolle irgendwie festgelegt ist."

In all ihren Filmen nistet unterschwellige Bedrohung

In *Little Joe* wird die klinische Sauberkeit eines Labors von Horrormomenten infiltriert. Unter sauberen Oberflächen und trügerischen Sicherheiten nistet etwas Unkontrollierbares, Unberechenbares, eine unheimliche Kraft, die schwer auszumachen ist, vage bleibt und gerade darum besonders bedrohlich wirkt: "Ich finde das Unheimliche dann spannend, wenn es in alltäglichen Situationen steckt. Ich liebe unheimliche Filme, schaue auch gerne Horror- und Science-Fiction-Filme und habe mich auch oft gefragt, woher diese Faszination kommt. Ich denke, das sind sozusagen die Leichen im Keller, das Verdrängte, das sich ein Ventil sucht. Es geht um unsere versteckten Ängste, allen voran natürlich auch die Angst, zu sterben, die verdrängt werden muss, damit man das Leben genießen kann." Gleichzeitig unterläuft eine leise Absurdität, ein subversiver

Humor das aufsteigende Grauen. Das klinisch Kühle wird durch leuchtende Farben konterkariert, die geometrisch konstruierten Strukturen der Innenräume sind von Farbtupfern in Kanariengelb, Bonbonpink, Giftgrün akzentuiert, hier ein Stuhl, dort eine Kanne oder eine Schüssel.

Für solche Stimmungen hat Jessica Hausner ein ausgeprägtes Faible. In *Lovely Rita* lauerte das Unheimliche in den reglosen Zügen eines schlecht gelaunten Teenagermädchens, das ihren Eltern entgleitet. In *Hotel* schlug sie der neuen Angestellten aus dem umliegenden finsternen Wald entgegen und aus den Erzählungen über das mysteriöse Verschwinden ihrer Vorgängerin. In *Lourdes* [<https://www.zeit.de/2010/14/Kino-Lourdes>] ging sie von der touristischen Betriebsamkeit an dem Wallfahrtort aus und von den salbungsvoll mechanischen Abendgebeten am Bett einer querschnittgelähmten jungen Frau, die auf ein Wunder hofft. In *Amour Fou* lag sie im irritierenden Gebaren des Dichters Heinrich von Kleist, der nacheinander verschiedene Frauen für einen Doppelselbstmord zu gewinnen versucht, und im merkwürdigen Gefühl, das von einer ungeklärten Erkrankung des Körpers oder der Seele von Henriette Vogel ausgeht.

Wer wird mehr geliebt? Beruf oder Sohn?

Nun, in *Little Joe*, ist das Monster eine Blume, die ihre Schöpferin Alice, eine alleinerziehende Mutter, nicht zufällig nach ihrem eigenen Sohn Joe benannt hat. Wenn Alice und ihre Kollegen im großen Gewächshaus des Labors erklären, dass die Blume geliebt werden will, gibt es einen harten Schnitt auf ein benachbartes Büro, in dem der elfjährige Joe allein vor drei Monitoren sitzt und die Szene teilnahmslos beobachtet. Und irgendwann fragt eine Kollegin die von Emily Beecham gespielte Alice, für welches ihrer Kinder sie sich entscheiden würde, für die genmanipulierten Pflanzenkinder, die sie im Labor so hingebungsvoll versorgt, oder für den einsamen Jungen, der zu Hause auf sie wartet.

Als Filmregisseurin und Mutter eines neunjährigen Jungen kennt auch Jessica Hausner diesen Zwiespalt zwischen der Leidenschaft für den Beruf und der Liebe zum Kind: "Meine eigene Erfahrung als Mutter und auch das Hin- und Hergerissensein war sicherlich eine sehr persönliche Motivation, diese Geschichte zu schreiben. Ich bin gerne Regisseurin, ich bin aber auch gerne Mutter. Dass man sich teilweise für das eine oder das andere entscheiden muss, weil nicht immer alles unter einen Hut zu bringen ist, das ist ein massiv wichtiges Thema in meinem Leben geworden. Aber für mich funktioniert das Filmemachen auch als eine Art Verarbeitungsprozess. Durch die Arbeit an diesem Film komme ich damit jetzt besser zurecht. Ich nehme es mir nicht mehr so übel, dass ich meine Arbeit liebe und teilweise sehr zeitintensiv an den Filmen arbeite." Ein kleines Signal für diese Versöhnung klingt nun auch in

ihrem Film an: Die Blume, die Alice verbotenerweise mit nach Hause genommen hat, spricht dort mit der Stimme von Jessica Hausners eigenem Sohn.

Das Filmemachen ist für Hausner nicht nur persönlicher Verarbeitungsprozess, sondern auch Diskussionsfeld für gesellschaftlich relevante Themen. *Little Joe* kreist um die Vorzüge und Gefahren der Gentechnik: "Das ist ein ambivalentes Thema. Gentechnik bringt viele Vorteile, für die Ernährung, für die Medizin. Aber wie in jedem wissenschaftlichen Bereich lassen sich die negativen Auswirkungen nicht vorhersehen. Darum ist auch die Frankenstein-Geschichte eine der Vorlagen für *Little Joe*: Wissenschaftler kreieren ein Monster, das außer Kontrolle gerät. Wissenschaftler, die behaupten, dass sich alles wasserdicht kontrollieren lässt, lügen ganz einfach." In *Lovely Rita* und *Hotel* ging es um Entfremdung und Beziehungsunfähigkeit in der modernen Gesellschaft, in *Amour Fou* um die Demokratie und die Einführung von Steuern für alle und in *Lourdes* um das touristische Geschäft mit dem Glauben.

Das nächste Projekt von Jessica Hausner läuft unter dem Arbeitstitel "Rattenfänger von Hameln". Nicht historisch, sondern ganz gegenwärtig will sie die Geschichte vom Verschwinden der Kinder erzählen.